

Zürich

Hausfrauen wider Willen

Wenn gut ausgebildete Frauen ihres Partners wegen nach Zürich kommen, rechnen sie sich meist intakte Chancen auf dem Arbeitsmarkt aus. Doch die Realität sieht anders aus: Statt als Erwerbstätige nimmt man sie nur als Mütter oder Hausfrauen wahr.

Elisabeth Giovanoli hat in Wien besser verdient als ihr Mann – in Zürich erntet sie fragende Blicke, wenn sie mehr als Familienfrau sein möchte. (Bild: Christian Beutler / NZZ)

Susanna Ellner

Von Susanna Ellner

Eine Primarlehrerin, die als Kassiererin arbeitet, eine Ökonomin, die ihr Geld mit Putzen verdient, und eine Ärztin, die sich ausschliesslich dem Haushalt widmet. Der Werdegang dieser Frauen scheint fragwürdig. Ganz ungewöhnlich ist er jedoch nicht. Ähnlich wie diesen drei Migrantinnen, die aus Libanon, Kosovo und Peru stammen, ergeht es manch einer gut ausgebildeten Frau, die aus dem Ausland in die Schweiz kommt. «Wir haben in unserer Heimat einen hart umkämpften Job aufgegeben, es in der Schweiz aber nicht geschafft, unsere berufliche Selbständigkeit wiederzuerlangen», beschreibt eine Migrantin die Situation. Enttäuschung und Frustration sind oft die Folge.

Brachliegende Ressourcen

Die Gründe, weshalb die Frauen hierherkommen, drehen sich vielfach um den Partner. Sie heiraten, kommen im Rahmen des Familiennachzugs oder als sogenannte «trailing spouse», als Personen, die dem Ehemann (oder der Ehefrau) an dessen neuen Arbeitsort im Ausland folgen. Oft verfügen die Frauen über eine höhere Ausbildung, beherrschen mehrere Sprachen und weisen mehrjährige Berufserfahrungen aus.

«Wir stehen voll im Leben, doch niemand nützt unsere Ressourcen», lautete der ernüchternde Befund einer Teilnehmerin an einem kürzlich durchgeführten Anlass der Stadtzürcher Fachstelle für Gleichstellung zum Thema «Migrantinnen in Zürich». Für Dore Heim, Leiterin der Fachstelle, ist klar, dass es vermehrt Massnahmen braucht, damit diese Frauen beruflich nicht in eine Sackgasse geraten. Hilfreich wären beispielsweise Praktikumsplätze in qualifizierten Bereichen. Seit Jahren mache die Fachstelle gute Erfahrungen mit solchen Stellen in der Stadtverwaltung, die sie für Mütter mit einer kaufmännischen oder akademischen Ausbildung nach einer längeren Familienpause organisiert.

Traditionelles Geschlechterbild

Dass eine gute Ausbildung nicht automatisch eine gute berufliche Integration bedeutet, weiss auch Yvonne Riaño. Die Dozentin für Humangeografie an der Universität Bern setzt sich seit mehreren Jahren mit den beruflichen Integrationschancen von gut ausgebildeten Migrantinnen in der Schweiz auseinander. «Statt die Migrantinnen als potenzielle Erwerbstätige zu betrachten, werden sie in erster Linie als Hausfrauen und Mütter wahrgenommen», sagt Riaño.

Doch dieses traditionelle Geschlechterbild, das in der Schweiz im Vergleich zu anderen Ländern noch sehr ausgeprägt sei, funktioniere in einer globalisierten Welt immer weniger. Den Migrantinnen sei ihre berufliche Identität sehr wichtig. Umso grösser sei die Überraschung, wenn sie beispielsweise erfahren, dass die Kinder hierzulande zum Mittagessen nach Hause kommen. «Fehlt es an familienexterner Kinderbetreuung, so wird die Berufstätigkeit für die Migrantin zu einer besonderen Herausforderung, kann sie doch in der Regel kaum auf ein soziales Netz wie beispielsweise Grosseltern zurückgreifen», hält Riaño in einer Nationalfondsstudie fest.

Eine weitere Hürde auf dem Arbeitsmarkt stellt die Nichtanerkennung von Ausbildungen dar. Ein Einstieg ins Erwerbsleben ist deshalb oft mit einer Requalifizierung verbunden – ein zusätzlicher Aufwand, den nicht alle, beispielsweise aus finanziellen Gründen, auf sich nehmen können. Umso mehr steigt die Bereitschaft, eine Stelle anzunehmen, die unterhalb der persönlichen Qualifikation liegt. «Dies ist aus wirtschaftlicher Sicht alles andere als sinnvoll und gilt als *brain waste*», sagt die Dozentin.

Die Tendenz, dass immer weniger Migrantinnen die Berufstätigkeit zugunsten ihres Partners aufgeben möchten, macht sich beispielsweise auch an der ETH Zürich bemerkbar. «Während früher nur etwa die Hälfte der Partnerinnen Interesse an einer eigenen beruflichen Laufbahn hatte, sind es heute nahezu alle», sagt Madeleine Lüthy. Sie hat als sogenannte Dual Career Advisor an der ETH Zürich seit rund zehn Jahren mit gut ausgebildeten ausländischen Frauen zu tun. Eine ihrer Aufgaben besteht darin, sie bei der Stellensuche zu unterstützen, nachdem die ETH ihren Partner rekrutiert hat.

Die spezielle Beratungsstelle besteht seit 1999 – damit war die ETH die erste Hochschule Europas überhaupt, die sich mit Integrationsfragen auseinandersetzt. Wünscht eine Person Unterstützung bei der Arbeitssuche, verlangt Lüthy deren Lebenslauf und lässt ihn innerhalb verschiedener Netzwerke zirkulieren. «Manchmal hilft auch lediglich ein Begleitbrief der ETH, den die Person als Referenz dem Bewerbungsschreiben beilegen kann.» In der Regel dauert eine solche Begleitung bis zum ersten Stellenantritt zwischen 6 und 12 Monaten.

Doch bis anhin sind Betriebe, die der beruflichen Integration von Angehörigen Gewicht beimessen, die Ausnahme. Vielen Migrantinnen bleibt das Gefühl, nicht richtig willkommen zu sein und gegen Vorurteile ankämpfen zu müssen.

Auch als Freiwillige chancenlos

Diese Erfahrung hat auch die Zurich Women Association gemacht, eine Organisation, der rund 760 englischsprachige Frauen aus rund 70 Ländern angehören. Vergleichbar mit dem Projekt «Senioren im Klassenzimmer», bei dem Pensionierte Primarschülern beim Lösen von Aufgaben zur Seite stehen, offerierte die Frauenvereinigung ihre freiwillige Unterstützung im Sprachunterricht. «Wir verstanden unser Angebot als Entlastung für die Lehrkräfte», sagt Liliane Winkelmann. Im Namen der Zurich Women Association schrieb sie vor zwei Jahren mehrere Dutzend Primarschulen im Kanton Zürich an und legte dar, dass einige Frauen Lehrerinnen seien und den Schulkindern als «Ausländerinnen im Klassenzimmer» mit ihren Kompetenzen beistehen könnten.

Das Echo jedoch fiel ernüchternd aus, nur drei Schulleiter antworteten und lobten die Idee an sich. Doch einmal mehr machten die Frauen die Erfahrung, dass ihr Wissen ungenutzt bleiben und ihr Wesen falsch eingeschätzt würde. Denn in einem Brief kam unumwunden die Antwort: «Wir müssen den Kindern in der Schule etwas beibringen und haben keine Zeit, uns mit Ihnen

Damen zu beschäftigen.»